

chtsreichen Chemotherapie; der junge, ehrgeizige Arzt Jason Posner ist weniger an der Genesung der Patientin als an seinen Experimenten und seiner Karriere interessiert.

Parallel dazu offenbart sich in Rückblenden, dass auch Vivienne Bearing ihr Leben ganz der Wissenschaft gewidmet hat. Ihre Studenten hat sie ungefähr so zynisch und gnadenlos behandelt wie Doktor Posner seine Patienten; der Unterschied ist hauptsächlich, dass es ihr nicht um Zellgewebe und Metastasen, sondern um Punkt und Komma geht. Bearing ist international anerkannte Spezialistin für die «Geistlichen Sonette» des John Donne (1572–1631); bei deren Interpretation kann es von entscheidender Bedeutung sein, ob zwischen zwei Worten ein Beistrich oder ein Strichpunkt steht – damit auch das mysteriöse Semikolon im Titel erörtert wäre. Der Umstand, dass es auch in den Sonetten um letzte Dinge geht, ist natürlich kein Zufall: «W;t» ist zweifellos ein «well-made play». Vielleicht ist es sogar ein bisschen zu gut gebaut.

Vitales Zentrum in lebloser Umgebung

Ans Gratzers Inszenierung ist so sauber geraten, dass sie beinahe aseptisch wirkt. Gast-Star Tatjana (sie war zuletzt 1993 am Schauspielhaus engagiert) ist als Todkranke das vitale Zentrum einer insgesamt ziemlich leblosen Aufführung. Ohne großen Aufwand macht sie den staunenden Selbstmörder ebenso glaubhaft wie den trotzig Sarkasmus, mit dem Vivienne Bearing ihr trostloses Schicksal fast bis ans bittere Ende meistert. Erst knapp vor Schluss, wenn sie Besuch von ihrer alten Professorin (Brigitte Antonius) hat, darf sie Vereinfachungen zeigen; die durchaus sentimentale Szene, der eine Literaturprofessorin der anderen aus einem Kinderbuch vorliest, wirkt in diesem Kontext wie eine Erlösung.

Dass es dem Stück bis dahin an Spannung fehlt, liegt am Krankenhaus-Personal. Liese Lyon als Stationsschwester nicht viel mehr zu tun als das Dummchen mit Herz zu mimieren; Eduard Aldner ist als unverbindlich-freundlicher Chefarzt wenig überzeugend; Wolfram Rupperti als Doktor Posner ist viel zu glatt und eindimensional, um einen ebenbürtigen Gegner für seine Patientin abzugeben. Die übrigen Darsteller dürfen nur «Hilfen» geben und haben im übrigen alle Hände voll damit zu tun, die Requisiten zu bewegen.

Aus einem ehrgeizigen Drama über das Leben Angesichts des Todes wird ein Proteststück über die Unmenschlichkeit der modernen Medizin. Eine Erkenntnis, die ebenso wenig überraschend kommt: Man möchte lieber nicht an Krebs erkranken.

Nächste Vorstellungen
KASINO 1., 2., 4. März
WIT 1.–4., 7.–11., 28.–31. März

O HAUPT VOLL BLUT UND WUNDEN

Deutsche Erstaufführungen von Xavier Durringer und Jaan Tätte (und eine neue Intendanz) in Würzburg: «Eine Mordswut im Hals» und «Bungee Jumping»

VON MARTIN KRUMBHOLZ

Den irischen Missionaren Kilian, Kolonat und Totnan ist es übel ergangen, als sie anno 689 mit den besten Absichten ins unterfränkische Würzburg kamen. Sie «erlitten», wie es im Kirchenjargon lapidar heißt, «das Martyrium». Der Blutzoll, den Kilian und die anderen vor mehr als 1300 Jahren entrichteten, macht ein gut Teil der Legitimationskraft der römisch-katholischen Kirche aus; und weh dem, der darin bloß den ideellen Stuck der alten Zeiten sieht. Kaum eine Stadt in Deutschland ist traditionsbewusster als diese Bischofsresidenz Würzburg, wo man das R so unnachahmlich rollen lässt wie einst die Köpfe ungebeter Besucher; Generationen toter Bischöfe lächeln in ihren Krypten, auf Stäbe und Schwerter gestützt, mit gebleckten Zähnen über all den eitlen Tand, den ihre profanen Erben sich so einfallen lassen. Das Untergeschoss des Bechtolsheimer Hofes, eines Jugendclubs, in dem das Stadttheater Xavier Durringers «Eine Mordswut im Hals» spielt, erinnert sehr an die «Kiliansgruft» des Neumünsters und andere heilige Stätten: ein Gewölbe mittelalterlicher Provenienz, dumpf, kühl, steinern. Ein scharfes Kontrastprogramm zum trostlosen Vorhof einer Pariser Vorort-Discothek, der den Schauplatz für ein spannendes Beziehungsdrama gibt, mit dem der 1963 in Paris geborene Autor sich in die Nähe der britischen Neo-Realisten stellt – nun also die französische Variante, hierzulande noch zu entdecken.

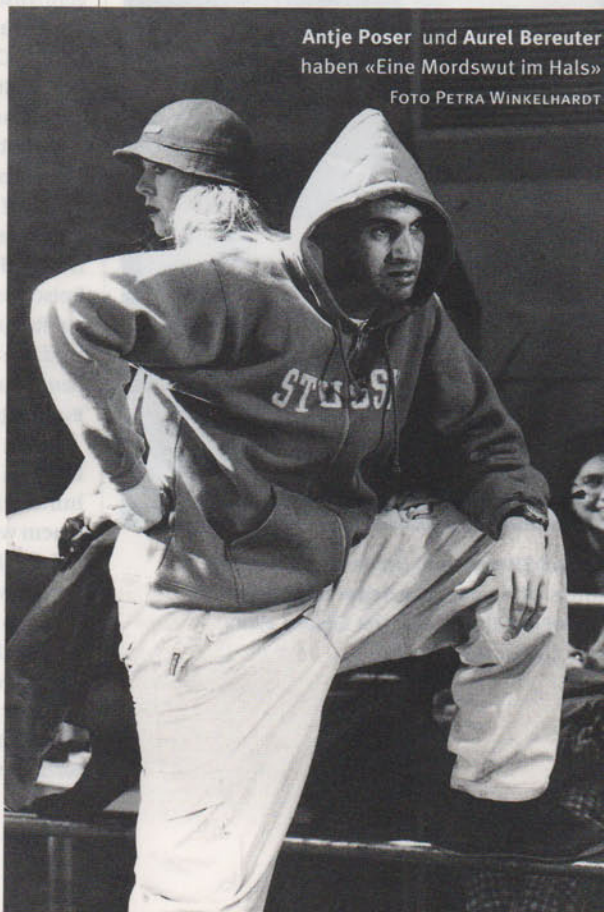
Das Martyrium des Protagonisten Rou unterscheidet sich geringfügig von dem des Hl. Kilian: in den Dimensionen; nicht aber insofern, als der arbeitslose Rou keine Botschaft zu verkünden hätte. Sie lautet im Wesentlichen: Ich bin der Chef hier. Tragischerweise endet Rous Einfluss an der Pforte der Discothek, wo man ihn abweist, weil er den Manager massiv attackiert hat. Drinnen tanzt seine Freundin, die mit einem Vogelhändler verheiratet ist. Dieser gotterbärmliche Papageno der Vorstädte wird zur tragikomischen Figur des Abends, weil er schwach und abhängig ist und Rou sich in den Kopf gesetzt hat, den Mann zu demütigen und ihm die (willige) Frau auszuspannen.

Hinzu kommen ein müder alter Penner und ein Zwillingsspärchen, das Rou einerseits willfährig ergeben ist, andererseits

aber auch die Muskeln spielen lässt: Die beiden besetzen ein schickes Auto, das Rou sich gern auslieht als «Bumskutsche», aber nicht kriegt, denn Ros die Zwillingsschwester, ist rasend eifersüchtig auf das drohende große Glück. Die Latenzphase dieser Eifersucht ist der Clou, ihr offener Ausbruch der dramaturgische Hebel des Stücks: ein geschickt konstruierter, nie überstrapazierter Spannungsbogen.

Allerdings geht ein nicht geringer Teil der sprachlichen Authentizität dieses und anderer Stücke des Autors mit ihren arabischen und Argentinischen Einsprengseln in den deutschen Fassungen verloren. Durringers Ansatz ist gewissermaßen formalistisch: mit beweglicher Handkamera und (stilisiertem) Originalton möglichst nah dran am lebenden Objekt; und aufgeführt werden die Stücke, wenn sie der Autor selbst inszeniert, nicht in Museen, sondern direkt an den sozialen Brennpunkten, an denen sie auch spielen.

Adäquates ist in der Würzburger Gruft kaum zu leisten, obwohl man sich erkennbar Mühe gibt. Die auf zahlreichen Monitoren eingespielten Videoclips, die die Chronik der laufenden Ereignisse retrospektiv ergänzen und viel Aufmerksamkeit absorbieren, sind nur scheinbar ein Pendant zur formalistischen Ästhetik der Vorlage. Im Endeffekt unter-



Antje Poser und Aurel Bereuter haben «Eine Mordswut im Hals»
 FOTO PETRA WINKELHARDT